

Gdańsk 2022, Nr. 46

<https://doi.org/10.26881/sgg.2022.46.01>

Volker C. Dörr

(Düsseldorf)

Intersektionalität und Literatur

Intersektionalität, also die Verschränkung von *race*, *class*, *gender* etc. vor allem in Diskursen der Ausschließung von Anderen und besonders Minderheiten, wird häufig als identitätspolitisches Moment betrachtet. Oft wird dabei behauptet, dass die genannten (und weitere) Kategorien sich in oder schon vor der Analyse nicht trennen lassen. Hier wird vorgeschlagen, zumindest bei Betrachtung intersektionaler Phänomene in der Literatur die Kategorien als getrennte zu konzipieren und erst in der Folge deren synthetisches Zusammenspiel zu analysieren.

Schlüsselwörter: Intersektionalität, Interdependenz, *race*, *class*, *gender*

Intersectionality and Literature. Intersectionality, i. e. the interweaving of race, class, gender, etc., above all in discourses of exclusion of others and especially minorities, is frequently seen as an identity-political moment. It is often claimed that the above (and other) categories cannot be separated in or even before the analysis. Here it is suggested that, at least when considering intersectional phenomena in literature, the categories should be conceptualized as separate and only subsequently analyzed for their synthetic interplay.

Keywords: intersectionality, interdependency, race, class, gender

Zu den wohl interessantesten Phänomenen im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Beschreibung von Diskriminierungserfahrungen gehört die Karriere des Konzepts der Intersektionalität. Nachdem schon 1977 das „Combahee River Collective“ in seinem prominenten „Black Feminist Statement“ Beobachtungen in dieser Richtung formuliert hat, verwendet die US-amerikanische Juristin Kimberlé Williams Crenshaw 1989 den Begriff der „intersection“ bzw. „intersectional experience“ für eine spezifische „multidimensionality of Black women’s experience“ (Crenshaw 1989: 139): die von ihr mit mehreren schlagenden Beispielen belegte Tatsache, dass „Black women“ eine potenzierte Marginalisierung erfahren, indem sie in der Gruppe der als ‚Schwarze‘ Marginalisierten als weiblich, in der Gruppe der als Frauen Marginalisierten hingegen als ‚Schwarze‘ marginalisiert werden. Dies lasse sich nicht einfach in Form der analytischen Differenzierung einer synthetischen Summe beschreiben: „Because the intersectional experience is greater than the sum of racism and sexism, any analysis that does not take intersectionality into account cannot sufficiently address the particular manner in which Black women are subordinated.“ (Crenshaw 1989: 140)

Seit Crenshaws, trotz aller eventuellen Beschränkungen, ebenso bahnbrechender wie wegweisender Untersuchung hat sich Intersektionalität in den genannten Zusammenhängen

im deutschen Sprachraum, einer verbreiteten Einschätzung zufolge, als „neues Paradigma der Geschlechterforschung“ etabliert (Knapp 2008: 47)¹, dessen Einführung oft als einer der größten Entwicklungsschritte der Geschlechterforschung apostrophiert wird (McCall 2005: 1771). Der Terminus „Intersektionalität“ ist inzwischen, wie sein amerikanisches Urbild, zu einem modischen Schlagwort, einem „buzzword“ (Davis 2008: 75), geworden, das, wie so häufig, seinen Erfolg auch der Unschärfe seiner Verwendungsmöglichkeiten und faktischen Verwendungen verdankt.²

Allgemein bezeichnet *intersectionality* resp. Intersektionalität heute „the interaction between gender, race, and other categories of difference in individual lives, social practices, institutional arrangements, and cultural ideologies and the outcomes of these interactions in terms of power“ (Davis 2008: 68). Ein wesentliches „Charakteristikum des Intersektionalitätsdiskurses“ ist dabei womöglich durch die Herkunft aus den Women’s Studies ererbt: eine „konstitutive[] Doppelreferenz auf Wissenschaft einerseits, (Bewegungs)Politik andererseits“. Sie führt dazu, dass zuweilen unklar ist, ob es sich bei Intersektionalität eigentlich um den „Versuch einer wissenschaftlich begründeten Neuorientierung der Geschlechter- und/oder Ungleichheitsforschung“ handelt – oder um einen „Versuch, politische Artikulationsfähigkeit zu erlangen“ (Emmerich/Hormel 2013: 230).

Genau besehen ist das Konzept aber auch innerhalb der Geschlechterforschung alles andere als unumstritten. So wird immer wieder auf die ungelösten grundsätzlichen methodologischen Probleme und die mangelnde epistemologische Fundierung hingewiesen (wobei zuweilen versucht wird, sie „durch Betonung politisch-normativer Aspekte des kategorialen Ansatzes zu relativieren“ (Emmerich/Hormel 2013: 230).)³ Seit etwa dem zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts wird das Konzept zudem seitens der Befürworter:innen von Konzepten der Interdependenz massiv unter Druck gesetzt.

Caroline Fourest geht in ihrer kürzlich unter dem Titel „Generation Beleidigt“ auf Deutsch publizierten Abrechnung mit dem „wachsenden Einfluss linker Identitärer“ sogar so weit, zu behaupten, dass Intersektionalität „die Abwärtsbewegung der Identitätspolitik [beschleunige]“ und dass sie – entgegen Crenshaws Absicht, „den Kampf sowohl gegen Sexismus als auch gegen Rassismus auf[zunehmen]“ – beide „in Konkurrenz zueinander“ setze (Fourest 2020: 61–62). Dies aber gilt, wenn es denn gilt, für gewisse politisch-normative Verwendungen des Konzepts, nicht notwendigerweise für das Konzept selbst. Hier hingegen soll

¹ Knapp versucht allerdings zu zeigen, dass es sich eben nicht um ein neues Paradigma handelt, sondern dass die scheinbar neuen Zugriffe in der vorausliegenden Geschlechterforschung und feministischen Theorie vor-, ja bereits weitgehend ausgeprägt sind: „Wir haben es hier also mit perspektivischen Verschiebungen und Erweiterungen zu tun, nicht mit einer völlig neuen Agenda.“ (Knapp 2008: 48)

² „In short, intersectionality, by virtue of its vagueness and inherent open-endedness, initiates a process of discovery which not only is potentially interminable, but promises to yield new and more comprehensive and reflexively critical insights. What more could one desire from feminist inquiry?“ (Davis 2008: 77) – Das Wort fungiert als „übergreifende[s] Label einer Forschungsrichtung, die auf multiple Subjektpositionierungen im Sinne von Diskriminierungs- und Marginalisierungsmechanismen, aber auch im Sinne von Normalisierungs- und Privilegierungsmechanismen fokussiert“ (Schnicke 2014: 3).

³ Vgl. auch: „I suggest, however, that intersectionality has introduced new methodological problems and, partly as an unintended consequence, has limited the range of methodological approaches used to study intersectionality.“ (McCall 2005: 1772)

die Frage nach der Tauglichkeit von Intersektionalität als analytisches Instrument gestellt werden – nicht hinsichtlich der Betrachtung realer Gesellschaften, sondern hinsichtlich der Lektüre von Literatur.

Gleichgültig, welches Konzept von Intersektionalität bzw. Interdependenz wie genau umgesetzt werden soll: es steht die Behauptung im Raum, dass es notwendig, hilfreich oder vielleicht auch nur angezeigt ist, Marginalisierungen, die mithilfe der Kategorie des Geschlechts erfolgen, in kulturellen und sozialen Zusammenhängen nicht nur nicht getrennt von Marginalisierungen, die anderen Kategorien wie *race* und *class* „usw.“⁴ folgen, zu betrachten, sondern die Kategorien selbst nicht einmal als getrennte oder auch nur trennbare zu denken.

Dabei zeigt Crenshaw zunächst, dass durch ausschließend alternative Verwendung von *race* oder *gender* als getrennte Kategorisierungen wesentliche Marginalisierungserfahrungen, die aus der gleichzeitigen Anwendung der Kategorien *race* und *gender* resultieren, nicht erfasst werden: weil innerhalb der Gruppe der durch *gender* Marginalisierten eine weitere Marginalisierung durch *race* stattfindet, Schwarze Frauen also als Schwarze aus der Gruppe der Frauen ausgeschlossen werden, und entsprechend bei umgekehrter Verwendung der Kategorien. Was Crenshaw nicht zeigt, ist aber, was z. B. Marcus Emmerich und Ulrike Hormel behaupten: „dass sich Benachteiligungs- bzw. Diskriminierungserfahrungen angesichts der Komplexität gesellschaftlicher Dynamiken dem Schema kategorialer institutioneller Klassifikation entziehen“. Oder, noch weiter gehend: „Das Ursprungskonzept von Intersektionalität *widerspricht der Logik kategorialer Beobachtung*, auch wenn diese in gesellschaftskritischer, herrschaftskritischer, machtkritischer, diskriminierungskritischer Absicht begründet wird.“ (Emmerich/Hormel 2013: 235) Das wäre allerdings geradezu widersinnig, denn Crenshaw arbeitet mit den Kategorien, weil sie mit deren Kombination arbeitet, d. h. genauer, sie beobachtet, wie andere sie, logisch hintereinandergeschaltet⁵, anwenden. Und im Sinne einer Selbst-Ermächtigung der Subjekte sind für sie Schwarze Frauen diejenigen, die Schwarze und Frauen sind, die aber marginalisiert werden, weil sie weder weiß noch Männer sind. (Diese einfache Logik ist von der komplexeren Logik, der zufolge sich die Erfahrungen der doppelt Ausgeschlossenen nicht als Summe der einzelnen Ausschließungen beschreiben lassen, vollständig unabhängig.)

Argumentationen, die sich auf Crenshaw berufen und an den Kategorien festhalten, aber deren Untrennbarkeit zeigen wollen, gehen dabei etwa wie Lisa Bach vor. Die Stelle in Crenshaws Aufsatz, die dazu von ihr herangezogen und *in extenso* wörtlich zitiert wird, mündet in folgende These:

[...] Yet often they [i. e. “Black women”] experience double-discrimination – the combined effects of practices which discriminate on the basis of race, and on the basis of sex. And sometimes, they experience discrimination as Black women – not the sum of race and sex discrimination, but as Black women. (Crenshaw 1989: 243; Bach 2014: 13–14)

⁴ Zur Kritik eines solchen „verlegene[n]“ „usw.“ vgl. Butler 1991: 210; siehe dazu auch unten.

⁵ Auch wenn die Erfahrung des Ausschlusses als Schwarze und als Frau sich nicht als Summe zweier einzelner Erfahrungen beschreiben lässt: die Gruppe wird logisch gebildet, indem die Schwarzen aus der Gruppe der Frauen oder, was logisch auf dasselbe hinausläuft, die Frauen aus der Gruppe der Schwarzen ausgesondert werden.

Dass die genannten Kategorien in den Erfahrungen von „Black women“ in der einschlägigen Weise verschränkt sein können, belegt Crenshaw aufs Überzeugendste. Der prototypische Schluss, den Bach zieht, ist aber dadurch nicht gedeckt:

Für Intersektionalität ist demnach das untrennbare Zusammenspiel mehrerer Ungleichheitsdimensionen zentral, deren Betrachtung nicht voneinander separiert werden kann, da sie sich ständig gegenseitig bedingen und niemals isoliert auftreten. (Bach 2014: 14)

„Demnach“, d. h. wegen des von Crenshaw Nachgewiesenen, ist das aber nun ganz und gar nicht so, denn weder zieht Crenshaw diesen Schluss selbst, noch lässt sich das von Bach Behauptete aus dem von Crenshaw Gesagten ableiten. Aus noch so vielen Einzelfällen, in denen etwas eine gewisse Qualität hat, lässt sich, solange nicht sämtliche Einzelfälle durchgemustert sind, induktiv nicht ableiten, dass diese Qualität „ständig“ vorliegt und „niemals“ fehlt. Dieses Gegenargument steht freilich noch unter dem Verdacht der Sophistik, wenn nicht Rabulistik; denn es kann ja sein, dass der Schluss falsch und das Geschlossene dennoch richtig ist: dass die „Ungleichheitsdimensionen“ untrennbar sind, obwohl dies aus Crenshaws Arbeit noch nicht folgt. Dieser Verdacht soll am zentralen Beispiel der intersektionalen Verschränkung mit (oder Interdependenz von) *gender* ausgeräumt werden.

Stellvertretend für die in manchen Diskursen herrschende Meinung resümiert etwa Katharina Walgenbach, „dass Gender nicht getrennt von weiteren Kategorien sozialer Ungleichheit oder Normierungen gedacht werden kann“ (Walgenbach 2012: 24). Womöglich gilt aber zunächst eher das Umgekehrte: Da das Subjekt aus Gründen sehr stark prägend wirkender Gewohnheiten kaum ohne Geschlecht gedacht werden kann (Butler 1997), können womöglich zumindest die Wirkungen sozialer Ab- und Ausgrenzungsmechanismen, die mithilfe anderer Kategorien als *gender* vollzogen werden, nicht getrennt von *gender* gedacht werden. (Die zweistellige Relation „a kann nicht getrennt von b gedacht werden“, ist ja nicht symmetrisch: Distichen können nicht ohne Hexameter – als den einen der beiden Typen ihrer konstitutiven Bestandteile – gedacht werden, Hexameter sehr wohl ohne Distichen.)

Aber in Gruppierungen, die hinsichtlich von Kategorien wie *race* und *class* hinreichend homogen sind, lassen sich Ausgrenzungen, die ausschließlich entlang der überkommenen *gender*-Grenzen, also anhand der Differenz männlich vs. weiblich, performiert werden, leicht vorstellen – Fälle also, in denen eine *gender*-Differenzierung keine anderen Differenzierungen induziert und deswegen von diesen getrennt vorgenommen wird. Die Literaturgeschichte etwa ist voll von Texten, in denen die *gender*-Differenz die einzige ist, die auf dem Rücken der Individuen ausgetragen wird. Wenn beispielsweise, was gar nicht so häufig geschieht, beobachtet wird, wie wenig sich Goethes Roman „Die Leiden des jungen Werthers“ eigentlich für das Begehren oder gar die Subjektivität von Werthers geliebter (?) Lotte interessiert, dann wird damit allein auf die Kategorie *gender* abgezielt: weil keine der anderen aktualisierten sozialen Kategorien zu einer Differenzierung zwischen Lotte und Werther (sowie Albert) verwendet wird.

Umgekehrt aktualisieren zwar die allermeisten Dramenfiguren die Kategorie *gender*, indem sie, weil sie als Personen fingiert sind, über ein von Personalität überkommenerweise nicht trennbares Geschlecht verfügen; dieses kommt aber nicht bei jeder Be- oder Absonderung auch zum Tragen. So irritiert die Beobachtung, dass sich Lessings Drama „Nathan der Weise“

keine Mühe gibt, sicherzustellen, dass der Titelheld in die abschließende versöhnliche „Wiederholung allseitiger Umarmungen“ (Lessing 1971: 347) auch einbezogen wird; diese erzeugen eine als universell gedachte Familienaufstellung, von der Nathan, der einzig auf der Bühne verbliebene Jude, ausgeschlossen bleibt. Die Irritation resultiert dabei aus der Aktualisierung der Differenz zwischen den hier aufs Schönste vereinten Offenbarungsreligionen Christentum und Islam auf der einen und dem Judentum auf der anderen Seite. Dass Nathan zudem als männlich gedacht werden ‚muss‘, weil er, wie alle einigermaßen ‚realistischen‘ Dramenfiguren, ohne Geschlecht nicht gedacht werden kann – und sei es ‚divers‘ –, ist richtig; es ist der entscheidenden Differenz gegenüber aber vollständig belanglos: allein deswegen, weil er mit seinem Geschlecht zur Mehrheit gehört. Der Mann Nathan bleibt nicht als Jude und Mann außen vor, sondern allein als Jude – denn die Differenzierung erfolgt ja anhand der Genealogie, und der ist bei Lessing die Religionszugehörigkeit untrennbar eingeschrieben.

Das heißt, es gibt in der Literatur, aber auch in historischen und gegenwärtigen gesellschaftlichen Situationen – etwa bei Diskriminierungen allein aufgrund ethnischer Differenz in einer hinsichtlich *gender* und *class* homogenen Gruppe, z. B. im Sportverein – Fälle, in denen eine Ausgrenzung aufgrund einer einzigen kategoriellen Differenz vollzogen wird. Hier eine intersektionale Betrachtung einzufordern, könnte nur bedeuten, sehr formalistisch zu argumentieren – etwa dahingehend, dass keine Person, die aufgrund einer *race*-Differenz ausgesondert wird, ohne ein Geschlecht gedacht werden kann (für andere soziale Kategorisierungen gilt dies nicht in ähnlichem Maße). Dass das Geschlecht aber zwar nicht wegzudenken ist und dennoch irrelevant sein kann, hat das Beispiel Nathans gezeigt.

Darüber hinaus gilt aber: Selbst wenn sie in der (heutigen) sozialen Realität kaum getrennt aktualisiert würden, weil sie sich in der Ausgrenzung einzelner Individuen oder Minderheitenkollektive immer verschränkten (was sie faktisch allerdings gar nicht tun), hieße das nicht, dass die Kategorien nicht getrennt zu denken wären. Im Gegenteil: die Kategorien selbst als interdependent zu denken, führt wohl notwendigerweise zu kategorieller Unschärfe und Verwirrung. (Ein stark überzeichneter Vergleich mag das deutlich machen, obwohl er logisch unterhalb der Ebene der Kategorien angesiedelt ist: Bei einem solchen Vorgehen droht die Situation, die entsteht, wenn man aus dem dauernden gleichzeitigen Vorkommen verschiedener Farben den Schluss zieht, nur mit der Qualität ‚bunt‘ zu operieren: man vertut die Möglichkeit, das Bunte als gemeinsames Vorkommen verschiedener Farben analytisch zu fassen.)

Deutlich sinnvoller erscheint es da – so ist zumindest die These –, die Kategorien getrennt zu denken, die Mechanismen ihrer jeweiligen Anwendung zur Markierung, Be- und Absonderung von Individuen zu beschreiben und erst dann in jeweiligen Einzelfällen – unter der Prämisse, dass intersektionale Verschränkungen tatsächlich faktisch häufig (aber nicht kategoriell immer) beobachtet werden können und müssen – zu betrachten, wie genau sich die gleichzeitige Marginalisierung aufgrund verschiedener Kategorien vollzieht.

Einer der radikalsten Vorstöße dazu, einen inneren Zusammenhang der Minorisierungskategorien *race* – *class* – *gender* etc. aufzuweisen, stammt von der Erziehungswissenschaftlerin Katharina Walgenbach. Sie geht so weit, solche Kategorien nicht nur als notwendigerweise immer intersektional verschränkt oder interdependent zu deuten, sondern als bereits in sich, als solche, interdependente Kategorien:

In der Konsequenz werden damit auch Klasse/Schicht, ‚Rasse‘, Ethnizität oder Behinderung als interdependente Kategorien konzeptualisiert. Durch diese integrale Perspektive wird die Idee der ‚Verschränkung‘ demnach radikalisiert, indem Differenzen bzw. Ungleichheiten nicht mehr zwischen (distinkt oder verwoben gedachten) Kategorien wirksam sind, sondern innerhalb einer Kategorie. (Walgenbach 2012: 24)

Zwar stellt sich hier unmittelbar die Frage (die Walgenbach im Übrigen nicht beantwortet), was denn innerhalb der Kategorien interdependent sein soll; denn „Interdependenz“ als Konzept macht wohl nur Sinn, wenn wenigstens ungefähr klar ist, wozwischen (*inter-*) die Abhängigkeit (Dependenz) denn besteht. Die Frage ist also: was ist denn in einer Kategorie ‚different‘ oder ‚ungleich‘? Die Kategorien selbst können es ja nicht sein, denn:

Wenn Kategorien [...] nicht mehr etwas von etwas anderem unterscheidbar halten, sich mithin wechselseitig enthalten, stellt sich die Frage, welche wissenschaftliche Beobachtungsrelevanz sie dann noch besitzen. ‚Interdependente Kategorien‘ scheinen zu dementieren, was sie tun, nämlich unterscheiden/bezeichnen/adressieren; denn auch im Fall von Interdependenz zeigt ‚Inter-‘ eine notwendige Unterscheidung bzw. Trennung an.“ (Emmerich/Hormel 2013: 236)

Soziale Kategorien wie *race*, *class*, *gender* lassen sich technisch überspitzt verstehen als Bündel von Prozessen zur Differenzierung anhand von Parametern. Diese Prozesse müssen einigermaßen klar definiert sein, damit deutlich werden kann, was es überhaupt bedeutet, Klassen von Gegenständen anhand einer bestimmten Kategorie zu bilden. Die Kategorie Geschlecht, im Sinne von *sex*, etwa kann so verstanden werden, dass nach der Chromosomen-Ausstattung eines Individuums gefragt wird oder – historisch älter und auf mindestens einem Auge blind – nach dem augenscheinlichen Befund der äußeren Geschlechtsorgane. So versteht etwa Freud die Frage nach dem Geschlecht: als Frage nach dem Vorhandensein eines Phallus, für deren Beantwortung er – stellvertretend für nahezu unendlich viele andere, bis heute – eine binäre Kodierung vorsieht. Die Kategorie Geschlecht im Sinne von *gender* würde eher nach der Art der „ärztlichen Interpellation“ (sowie deren Voraussetzungen und Konsequenzen) fragen (Butler 1997: 29), wobei dann der ‚Befund‘ der Geschlechtsorgane einen deutlich anderen Status erhält.

Dass solche Kategorien häufig gemeinsam dazu benutzt oder besser: missbraucht werden, Minoritäten auszugrenzen, bedeutet nicht, dass sie als Kategorien interdependent wären. Die ‚Kriterien‘, nach denen die Kategorien *gender* und *race* prozessiert werden, sind zunächst unabhängig voneinander, weil nach verschiedenen Eigenschaften gefragt wird: in durchaus noch gebräuchlichen Formen der Ausgrenzung z. B. nach den anscheinend offenkundigen körperlichen Merkmalen von Geschlechtsorganen einerseits, nach Hautfarbe u. a. andererseits. Interdependent wären die Kategorien im starken Sinne, wenn aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe (oder Klasse, im logischen Sinne) im Sinne einer Kategorie immer auf Gruppen-/Klassen Zugehörigkeiten im Sinne einer anderen Kategorie geschlossen werden könnte. Dass Orient und Weiblichkeit etwa vor allem in dem (subjunktiven) Sinne verkoppelt sind, dass der Orient und der ‚Orientale‘ oft als weiblich charakterisiert werden (Said 1978: 206–207), heißt nicht, dass ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit und *gender* kategoriell interdependent wären; denn über die Zugehörigkeit zum Orient bzw. zum weiblichen Geschlecht kann grundsätzlich unabhängig voneinander entschieden werden,

und allein aus der einen Entscheidung ist nichts hinsichtlich der anderen abzuleiten. So ‚ist‘ zwar der Orient weiblich, aber nicht jede:r Oriental:in ist eine Frau. Es gibt lediglich Merkmale, die beiden Zugehörigkeiten zugeschrieben werden, nachdem diese festgestellt worden sind. D.h. als Frauen oder Orientalen Rubrizierten wird etwa Irrationalität zugeschrieben; es wird nicht umgekehrt u. a. aus erwiesener Irrationalität die Zugehörigkeit zur Klasse der Oriental-Weiblichen abgeleitet.

Letztlich handelt es sich gewissermaßen um metaphorisches Sprechen: Orientalen seien in gewisser Hinsicht Frauen, und ein behauptetes *tertium comparationis* ist eben die Irrationalität. Aus dem berühmt-berüchtigten Satz „Achill ist ein Löwe“ und der damit implizierten Behauptung, beide seien mutig, folgt nicht, dass die Klasse mythologischer Figuren und die Klasse der Tiere interdependent sind, geschweige, dass irgendwelche beteiligten Kategorien (beispielsweise ‚ontologischer Status‘) es wären.⁶

Da das skizzierte Konzept der Interdependenz, um es zurückhaltend zu formulieren, mit erheblichen logischen Schwierigkeiten konfrontiert ist, vermag es selbstredend auch keine Probleme zu lösen, mit denen andere Konzepte behaftet sind. Das ist dann vielleicht bemerkenswert, wenn jenes sie auch nicht zu lösen imstande wäre, wenn es funktionierte; es ist womöglich noch bemerkenswerter, wenn die vermeintlichen Probleme gar keine sind.

Walgenbach stellt fest:

Die populärste Auswahl von Kategorien ist hier sicherlich die oft erwähnte Triade ‚Geschlecht, Klasse und Ethnizität‘. Diese Aufzählung wird manchmal durch Kategorien wie Behinderung, sexuelle Orientierung, Alter, Religion, Nation ergänzt. Doch spätestens nach dieser Aufzählung kommt das hilflose ‚etc.‘, welches schon Judith Butler ironisch kommentierte. Für Butler manifestiert nämlich gerade dieses ‚etc.‘ oder ‚usw.‘ den unbegrenzten Bezeichnungsprozess von Subjekten (Butler 1991, 210). (Walgenbach 2012: 42)

In der Tat fungiert bei Butler, in der deutschen Übersetzung, das „usw.“ als Zeichen (nicht als Ursache) für den „unbegrenzten Bezeichnungsprozeß“ selbst, als Verweis auf den „Überschuß, der zwangsläufig jeden Versuch, die Identität ein für allemal zu setzen, begleitet“ (Butler 1991: 210). Folgt man Butlers Argumentation, dann besteht wenig Hoffnung, den „unbegrenzten Bezeichnungsprozeß“ zu begrenzen, ja, Versuche der Begrenzung sind dann ausgesprochen kontraproduktiv, weil sie hinter die Erkenntnis zurückfallen, dass das „usw.“ oder „etc.“ usw. eben keine kontingente Schwäche der konkreten Aufzählung dokumentiert, sondern, zumindest idealerweise, die Einsicht in deren notwendige Unbegrenztheit.

⁶ Nur um annähernd interdependente, damit aber letztlich voneinander unabhängige, weder identisch definierte noch zu denselben, wenn auch eben zu sehr ähnlichen, Gruppeneinteilungen führende Kategorien handelt es sich, wie Stuart Hall am Beispiel von Jamaika zeigt (Hall 2020: 107–117), bei *race* und *colour*, deren erste ein größeres Panorama von Definitionsmechanismen zeigt (unter anderem eine Naturalisierung kultureller Differenzen), aber unsichtbar ist, während *colour* als sichtbare Repräsentation von *race* instrumentalisiert wird, es aber nicht ist, weil es individuelle Zuordnungen nach der Kategorie *race* gibt, die nicht im Sinne von *colour* augenfällig sind.

Walgenbach jedenfalls sieht das Problem der Unbegrenzbarkeit durch ihren Entwurf gelöst:

Der Vorteil, der sich aus der Konzeption von Gender als interdependente Kategorie ergibt, liegt vor allem im Verzicht gängiger Aufzählungen von Kategorien (Ethnizität, Klasse, Nation, Religion) sowie in der teilweisen Lösung des Etcetera-Problems. Die vormals aufgezählten Kategorien werden nun durch die Konzeption der komplexen internen Architektur quasi in das innere [!] der Kategorie verlagert. (Walgenbach 2012: 64)

Selbst wenn diese Leistung erbracht werden könnte – eines wäre nicht gewonnen: analytische Trennschärfe. Denn die Frage, was genau eigentlich in „das [I]nnere der Kategorie verlagert“ würde, ließe sich nicht beantworten – nicht einmal extensional, durch Aufzählung, denn die Aufzählung dürfte ja an kein Ende kommen.

Aber nicht nur funktioniert die vorgeschlagene Lösung nicht; was sie nicht löst, ist eben auch gar kein „Problem“. Da ja schon die drei Glieder der überschaubaren Trias *race – class – gender* gar nicht in jedem Falle aktualisiert werden, besteht eigentlich auch kein epistemologischer Bedarf an weiteren Kategorien – jedenfalls dann nicht, wenn sie nicht in Betracht kommen. Werden sie aber betrachtet, lassen sie sich einer okkasionellen Liste ja auf operationalisierbare Weise hinzufügen. Das können dann durchaus einmal 13 Kategorien sein: „Geschlecht“, „Sexualität“, „Rasse/Hautfarbe“, „Ethnizität“, „Nation/Staat“, „Klasse“, „Kultur“, „Gesundheit“, „Alter“, „Sesshaftigkeit/Herkunft“, „Besitz“, „Nord – Süd/Ost – West“, „Gesellschaftlicher Entwicklungsstand“ (Lutz/Wenning 2001: 20, vgl. Walgenbach 2012: 42, Fn. 42).

Sicherlich ist nicht jedes „usw.“, das eine Aufzählung eher abbricht als beendet, ein Beleg für das Bewusstsein der Tatsache, dass Identität sich nicht final setzen lässt; darauf weist Butler implizit hin, wenn sie das „usw.“ als „ebenso ein Zeichen der Erschöpfung wie ein Zeichen für den unbegrenzten Bezeichnungsprozeß [der Identität] selbst“ deutet (Butler 1991: 210). Nur: was ist daran „ironisch“ (Walgenbach 2012: 42)? Jedenfalls im klassisch-rhetorischen Sinne ist der Gedanke frei von aller Ironie. In anderer Hinsicht als der gemeinten aber ist Ironie durchaus ein passender Begriff: Das „usw.“ als endliches Zeichen zur Markierung der notwendigen Unendlichkeit einer bloß kontingenterweise endlichen Liste macht ja auf nichts anderes aufmerksam als auf die Fragmentarität der Liste. Das aber ist ein Erkenntnismittel der frühromantischen Ironie, wie sie Friedrich Schlegel konzipiert hat.

Eine offene, prinzipiell unabgeschlossene Liste, deren Unabgeschlossenheit durch ein übliches Mittel wie „usw.“ oder „etc.“ markiert ist, bedeutet weder ein Problem noch ein Ärgernis, sondern einen epistemologischen Auftrag. Genau wie schon nicht jedes Glied der kategoriellen Trias *race – class – gender* immer im gleichen Maße aktualisiert wird – und zwar weder in literarischen Texten oder anderen kulturellen Artefakten noch in ‚realen‘ sozialen Situationen –, genauso gilt auch für jede weitere (potentielle) Kategorie, dass sie nicht notwendigerweise in jedem Falle relevant ist und in Betrachtung gezogen werden muss.⁷

⁷ Zudem können und müssen differierende Gewichtungen der einzelnen Kategorien in Betracht gezogen werden, wobei „die Gewichtungen von Kategorien abhängig sind von theoretischen, politischen und sozial geprägten Entscheidungen“ (Walgenbach 2012: 43–44). Dabei sind alle Formen denkbar: von den Extremfäl-

Ein Fehlschluss sollte dabei unbedingt vermieden werden: Die Tatsache, dass sich das Zusammen- und Widerspiel von Kategorien in einzelnen Fällen als relativ komplex beschreiben lässt, sollte nicht dazu verleiten, dabei die Komplexität der beobachteten Objekte für bewahrt zu halten. Auch die Projektion einer dynamisch konfigurierten Mannigfaltigkeit distinkter Kategorien auf ein Kontinuum von Phänomenen reduziert dessen Komplexität massiv. Wer eine simple Kategorie auf eine komplexe Entität wie eine literarische Figur und mehr noch eine reale Person oder eine Gruppe von realen Personen anwendet, droht einem Ordo-Totalitarismus in die Falle zu gehen und anzunehmen, mit einer komplexen Ordnung alles in den Griff zu bekommen. Das ist im Falle literarischer Figuren deutlich weniger problematisch als im Falle von Menschen oder sozialen Gruppierungen, weil es in jenen Fällen nur einen Sinnüberschuss des Textes annihiliert, den dieser ja dennoch für alternative Lektüren weiter vorhält. Zudem tut man literarischen Figuren nur in schwachem metaphorischen Sinne Unrecht, wenn man sie unterkomplex adressiert, indem man sie in Ordnungen zwingt. Im Falle realer Menschen gilt es ein Selbstbestimmungsrecht zu achten, über das kulturelle Artefakte schlechterdings nicht verfügen – eine Maxime, die gelegentlich vernachlässigt wird:

Statt von Kämpfen und Auseinandersetzungen auszugehen, statt die Kämpfe der Ausgegrenzten als Ermächtigung wahrzunehmen, als Verweigerung, sich einfach und umstandslos in die ausschließende Ordnung zu integrieren, konzentrieren sich intersektionale Ansätze immer wieder auf die Frage, welche Kategorien in bestimmten Kontexten als jeweils grundlegende betrachtet werden sollen. Doch auch die Vervielfältigung von fundamentalen Kategorisierungen ist nicht in der Lage, der Reproduktion und Stabilisierung bestehender Herrschaftsverhältnisse zu entgehen. Mit dem ausschließlichen Fokus auf vervielfältigte und erweiterte Categoriesysteme wird der Blick darauf verstellt, dass es immer etwas gibt, was ihnen entgeht. (Lorey 2011: 111)

Es erscheint einsichtig, dass die „Reproduktion und Stabilisierung bestehender Herrschaftsverhältnisse“ im Falle der wissenschaftlichen Lektüre von Literatur zwar nicht unmittelbar persönliches Unrecht tut – in der Wissenschaft selbst als sozialer Zusammenhang ist das durchaus anders –, dass jene aber immerhin epistemologische Ärgernisse bedeuten, die indirekt, wenn sie zur Verfestigung der Sicht auf reale soziale Gruppen führen, doch auch wieder in Persönlichkeitsrechte eingreifen können. Denn auch wissenschaftliche Lektüren von Literatur können, etwa in der akademischen Lehre, Einfluss nehmen auf die Sicht, die ihre Leser:innen auf die soziale Realität einnehmen, im negativen wie im positiven Sinne, d. h. in Richtung einer „Stabilisierung“ wie einer Subversion „bestehender Herrschaftsverhältnisse“, wobei Letztere eigentlich zum Kerngeschäft von Literaturwissenschaft gehört oder doch gehören sollte: schließlich hat Literatur eine größere Affinität zur Anerkennung als zur Reduktion von (sozialer) Komplexität, und diese Affinität sollte doch wohl auf die Literaturwissenschaft zurückwirken.

len, dass eine Kategorie absolut dominant eingesetzt oder eine Kategorie zwar angesprochen, letztlich aber doch auf nicht oder kaum relevante Weise eingesetzt wird, bis hin zur völligen Ausgewogenheit, bei der alle einschlägigen Kategorien in gleichem Maße wirksam werden.

In diesem Sinne: im Sinne einer immer notwendigen Steigerung der Komplexität durch Reflexion von deren notwendiger Reduktion, sollte auch mit den Kategorien sozialer Marginalisierung im Blick auf Literatur verfahren werden, d. h. konkret mit einer ausgeprägten Sensibilität für den notwendigen Überschuss. Ohne Kategorien, die die Lektüre leiten, stürbe Literaturwissenschaft den Wärmetod überschießender kontingenter Phänomene; mit Kategorien, die im falschen Bewusstsein ihrer vermeintlichen vollständigen Angemessenheit angewendet würden, versteinerte Literaturwissenschaft zur Aktenverwaltung.

Intersektionale Analysen von Literatur fragen meist danach, wie im literarischen Text Mehrheiten (von Figuren) Ausschlüsse von Minderheiten (von anderen Figuren) vollziehen, und vor allem, mit welchen Zeichenregimen dies geschieht und wie die verschiedenen, im Zweifel binären Ausschlussmechanismen miteinander zusammenhängen, interagieren, aber ggf. auch in Interferenz treten. Dabei interessieren womöglich, anders als bei Crenshaw und den wohl meisten politischen Funktionalisierungen des Intersektionalitätskonzepts in deren Nachfolge, besonders auch Interferenzen von Abwertungen und Ausschlüssen anhand der einen kategoriellen Differenz mit Aufwertungen anhand einer anderen – ein Phänomen, das nicht nur in der Literatur⁸, sondern auch in der sozialen Realität auftritt. Und dass es so etwas – also Negativ-positiv-Interferenzen – gibt, bedeutet das vielleicht entscheidende letzte Argument für eine In- statt Interdependenz der Kategorien.

Zur kritischen, wenn nicht gar subversiven, Analyse von binären Ausschlüssen in und durch Texte/-n bietet sich daher, trotz vielfach geäußerter Vorbehalte, ja Aversionen ihm gegenüber, das Lektüerverfahren der Dekonstruktion an, wie es Paul de Man, etwa in „Allegories of Reading“ (1971) vorgestellt hat und das stark vereinfacht, aber vielleicht dennoch nicht verfälscht, wie folgt charakterisiert werden kann: Hier geht es darum, zu zeigen, dass und vor allem wie Texte, die anhand binärer Mechanismen Ausschlüsse produzieren, sich dabei fast notwendigerweise selbst subvertieren: weil sich meist zeigen lässt, dass entscheidende Kriterien, mit denen die Ausschlüsse begründet werden, von denen, die die Ausschlüsse vornehmen, selbst erfüllt werden. Beispielhaft (vergleichsweise) deutlich gemacht wird das Verfahren, wenn de Man eine relativ kurze Passage von Marcel Prousts monumentalem Roman „A la recherche du temps perdu“ als Eloge auf die (originelle) Metapher liest, die die Metonymie demgegenüber abwertet, dabei aber selbst (konventionelle) Metonymien verwendet, also letztlich eigentlich ihre eigene Abwertung betreibt. Diesem prototypischen Beispiel fehlt freilich jede politische Relevanz. Das ist völlig anders, wenn etwa „[w]eibliches Lesen [...] die differentielle Relation zutage[fördert], die unterdrückt wird, damit die Zeichen in der Repräsentation Sinn machen können“:

Weil die Geschlechter ‚rhetorisch‘ verfaßt sind, ist der Ort, an dem diese rhetorische Verfassung lesbar wird, der literarische Text. Der entscheidende Schritt der dekonstruktiven Lektüre läuft auf ein tropenkritisches Unternehmen hinaus, in dem Sexualität und Textualität als differentielle Relationen und nicht als essentielle Gegebenheiten auftreten. Denn in solchen differentiellen Relationen wird die Illusion von essentieller Gegebenheit allererst produziert. (Vinken 1992: 19)

⁸ Franziska Frei Gerlach hat für Jeremias Gotthelf zeigen können, wie eine intersektionale Interferenz des Ausschlusses qua Geschlecht mit Aufwertungen qua Stand oder nationaler Zugehörigkeit zu „weiblicher Ermächtigung“ führt (Frei Gerlach 2012: 293).

Nicht nur die „Politik des Feminismus“, sondern jede Politik, die binär-oppositive Ausschlüsse aufzeigen und unterminieren will, „gewinnt durch die Dekonstruktion einen Ansatz, Instrumente der Analyse, Fähigkeit zum anderen Lesen; das heißt vor allen Dingen die Möglichkeit, die herrschende Ordnung der Dinge, statt sie zu naturalisieren, zu unterminieren“ (Vinken 1992: 22–23).

Und das wird sich vielleicht abschließend sagen lassen: wenn Literatur eines nicht leisten soll, dann ist es, die „herrschende Ordnung der Dinge“ durch Naturalisierung gegen kritische Nachfragen zu imprägnieren. Vielmehr geht es wohl darum, die Wirklichkeit dadurch wenigstens befragbar zu machen, dass ihr andere Möglichkeiten gegenübergestellt werden. Im Bezug auf soziale Grenzziehungen kann intersektionale Dekonstruktion hier einen wichtigen Beitrag leisten.

Literatur

- Bach, Lisa (2014): Von den Gender Studies in die Literaturwissenschaft: Intersektionalität als Analyseinstrument für narrative Texte. In: Laura Muth / Annette Simonis (Hg.): *Gender-Dialoge Gender-Aspekte in den Literatur- und Kulturwissenschaften*, Berlin: Bachmann, 11–30.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus d. Amerikan. v. Kathrina Menke, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Aus d. Amerikan. von Karin Wördemann, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: *The University of Chicago Legal Forum* 140, 139–167.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality as Buzzword. A Sociology of Science Perspective on What Makes a feminist Theory Successful. In: *Feminist Theory* 9 (1), 67–85.
- de Man, Paul (1979): *Allegories of reading: Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke, and Proust*, New Haven/London: Yale University Press.
- Emmerich, Marcus / Hormel, Ulrike (2013): *Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz*, Wiesbaden: Springer.
- Fourest, Caroline (2020): *Generation Beleidigt. Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Über den wachsenden Einfluss linker Identitärer*. Aus dem Französischen von Alexander Carstiuc, Mark Feldon, Christoph Hesse, Berlin: Edition Tiamat (Critica Diabolis, Bd. 284).
- Frei Gerlach, Franziska (2012): Wybervolk. Intersektionalität von Geschlecht, Stand und Nation bei Jeremias Gotthelf. In: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 86, 293–309.
- Hall, Stuart (2020): *Vertrauter Fremder. Ein Leben zwischen zwei Inseln*. Deutsch von Ronald Gutberlet. Hamburg: Argument.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): ‚Intersectionality‘ – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Rita Casale / Barbara Rendtorff (Hg.): *Was kommt nach der Geschlechterforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*. Bielefeld: transcript, 33–53.

- Lessing, Gotthold Ephraim (1971): Nathan der Weise. In: Ders.: *Werke*, Bd. 2: Trauerspiele. Nathan. Dramatische Fragmente. Hg. v. Gerd Hillen. München: Hanser, 205–347.
- Lorey, Isabel (2011): Von den Kämpfen aus. Eine Problematisierung grundlegender Kategorien, in: Sabine Hess, Nikola Langreiter, Elisabeth Timm (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld: transcript, 101–116.
- Lutz, Helma / Norbert Wenning (2001): Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In: dies. (Hg.): *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11–24
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: *Signs*, 30 (3), 1771–1800.
- Said, Edward (1978): *Orientalism*. London: Routledge & Kegan Paul
- Schnicke, Falko (2014): Terminologie, Erkenntnisinteresse, Methode und Kategorien – Grundfragen intersektionaler Forschung. In: Christian Klein / Falko Schnicke (Hg.): *Intersektionalität und Narratologie. Methoden – Konzepte – Analysen*. Trier: WVT (Schriftenreihe Literaturwissenschaft; Bd. 91), 1–31.
- Vinken, Barbara (1992): Dekonstruktiver Feminismus – Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–29.
- Walgenbach, Katharina (2012): Gender als interdependente Kategorie. In: Katharina Walgenbach / Gabriele Dietze / Lann Hornscheidt / Kerstin Palm (Hg.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, 2., durchges. Aufl. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, 23–64.